# Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 — Mittwoch, 10. Dezember — 1930


## Gibt es noch „richtige" Winter?

**Werden die Vögel tot aus der Luft fallen oder zu Weihnachten die Obstbäume blühen?**

Von Hans Feliz Rocholl.

Der Winter steht vor der Tür und wird nun bald selbst die Antwort auf das große Rätselraten geben: „Werden wir einen strengen oder milden Winter bekommen?" Allerdings, die ältere Generation glaubt ja an einen „richtigen" Winter kaum noch. Solch starken Frost und so heftige Schneefälle, wie sie ihr noch aus ihrer Jugend in Erinnerung stehen, gibt es nach ihrer Meinung heutzutage überhaupt nicht mehr In der Tat ist die Ansicht, daß die Winter gegen früher wesentlich milder geworden sind, außerordentlich verbreitet. Aber dabei spielen persönliche Eindrücke, die sehr häufig trügen, eine große Rolle.

Unser Klima zeichnet sich bekanntlich durch eine große Veränderlichkeit aus, einer Reihe kalter folgt eine solche warmer Winter, dann wieder wechseln beide Jahr für Jahr miteinander ab. Wessen Jugend nun in eine derartige Kältewelle fiel, der wird später der Meinung sein, daß es keinen richtigen Winter mehr gebe. Wer dagegen als Kind einen solchen überhaupt nicht kennen gelernt hat, dürfte an der Frage wenig Interesse haben. Erst wer mal in einer alten Chronik blättert und liest, daß im Jahre 1709 die Vögel vor Kälte in Nordwesteuropa ausstarben, nach einer anderen Aufzeichnung sogar tot aus der Luft fielen, im gleichen Jahre in der Provence der Boden drei Ellen tief gefroren war, weshalb alle Oelbäume eingingen, der bekommt Respekt vor einem „richtigen" Winter. Und er findet, studiert er die Statistik, daß er, falls er ein hohes Alter erreicht, sehr wohl selbst solch harte Zeiten erleben kann.

Für Nordwesteuropa besteht seit etwa acht Jahrzehnten eine sehr zuverlässige Statistik, die uns sehr interessante Aufschlüsse über das Verhältnis strenger zu milden Wintern vermittelt. Da finden wir, daß — auf 1000 Winter berechnet — nur neun als „ungewöhnlich streng" 83 „streng" und 134 „kalt" verdienen. Den neun ungewöhnlich strengen entspricht die gleiche Anzahl „ungewöhnlich milder" Winter. Es folgen, immer aufs Tausend berechnet, 40 „sehr milde" und 203 „milde". Der Rest weicht nur wenig von der Normalen ab, doch sind von ihnen 127 eher zu den warmen, 109 zu den kalten Wintern zu rechnen. — Es ergibt sich also: Noch nicht einmal ein ungewöhnlich strenger Winter je Jahrhundert!

Die Statistik zeigt uns aber auch, daß nicht selten eine Reihe strenger oder kalter Winter unmittelbar aufeinander folgt. So war die Periode von 1870 bis 1895 im wesentlichen durch kalte Winter gekennzeichnet, während die beiden nächsten Jahrzehnte entschieden durchschnittlich höhere Wärmegrade als normal zeigten. In derartige einheitliche Perioden finden sich dann gelegentlich Winter der entgegengesetzten Natur eingeschachtelt. Wahrscheinlich gilt dies z. B. für den strengen Winter vor zwei Jahren; wenn wir diesen als Einzelerscheinung auffassen, dürfen wir hoffen, daß es in diesem Jahre mit der Kälte nicht allzu schlimm wird, was den meisten von uns keineswegs unangenehm sein dürfte. Es braucht ja nicht gleich so zu werden wie vor sieben Jahrhunderten, im Winter 1299-1300, als im Dezember die Obstbäume blühten, um dann im Februar Früchte zu tragen. Der Vorgang wiederholte sich im Laufe des Sommers, so daß zur Freude vieler in diesem seltsamen Jahre zweimal geerntet werden konnte.

## Tiere machen Dir das Leben sauer

**Ein Kapitel paläſtinensischer Naturgeschichte.**

Von M. Y. Ben Gavriel - Jerusalem.

Wenn jemand in Jerusalem im Quartier Mussrarah wohnt, wo die Häuser in Gärten stehen, erwirbt er sich, ob er will oder nicht, bald eine eingehende Kenntnis des Tierreiches Abgesehen davon, daß die Mussrarah für die Hunde von Jerusalem anscheinend verschiedene, dem Menschen bisher unbekannte Attraktionen bietet, so daß nächtlicher Weile diese zumeist nicht sehr vertrauenswürdigen Abkömmlinge von Beduinenhunden unentwegt kläffend gemeinsam mit ein paar hundert Katzen höllische Konzerte veranstalten, abgesehen davon gibt es auch Hähne. Sie zeigen durch ihr Krähen durchaus nicht den Morgen an, sondern krähen unentwegt die ganze Nacht. Schweigen sie ein paar Viertelstunden, dann kommt das melodische Gurgeln der vorbeiziehenden Kamele hereinein und das markerschütternde Schreien der Esel, in dem alles Leid der Kreatur liegt.

Die lieblichen Ziegen hingegen, die in großen Herden zwischen Autos und Fahrrädern von ihren beduinischen Hirten durch die Hauptstraßen von Jerusalem getrieben werden, machen keinen Lärm, fressen aber dafür alles, was immer ihnen, grün gefärbt, in den Weg kommt, radikal auf und besuchen auch gern Deinen Garten, sofern eine Bresche in der Mauer sie dazu einlädt und der Herr Beduine gerade einen Bekannten trifft, was zumeist vorkommt; denn Beduinen tun in der Stadt sehr freundlich. Hast Du die Herden von Deinem Garten abgewendet dann kommt sicherlich ein Bekannter zu Pferd oder auf dem Esel zu Besuch und bindet sein Tier an einem Gartenbaum. Während Du Dich mit dem Gast in die kühle Halle des Hauses zurückziehst, weidet das sanfte Tier mit vergnügten Sinnen einen Großteil Deines sorgsam gepflegten Blumenreichtums ab. Was es Dir zurückläßt, das freundliche Tier, kannst Du für den nächstjährigen Anbau als Dünger verwenden.

Nachdem Du Gast und Reittier hinausbegleitet hast, nimmst Du mit Genugtuung wahr, daß sich genau über Deinem Schlafdiwan eine Familie von Geckos, nahen Verwandten der Chamäleons, angesiedelt hat, die mit ihren nach allen Seiten beweglichen Stilaugen jede Deiner Bewegungen kontrollieren. Du bist mit ihrem Besuch sehr einverstanden, denn sie fangen Dir mit flinken Zungen einen Teil Deines immerhin erheblichen Fliegenvorrates weg. Leider nur Fliegen. Mit den Yetushim, den Moskitos von denen Dir schon eine einzige durch ihr nervenzerrüttendes Sirren die Nacht gründlich verderben kann, verkehren sie ebensowenig wie mit den stecknadelkopfgroßen Sandfliegen, von denen bereits eine einzige Dich in die unangenehmsten Situationen bringt. Du bestimmst voll Vertrauen für den nächsten Tag eine wichtige Besprechung. In der Nacht vorher aber sticht Dich eine Sandfliege. Du hast ein paar Stunden lang ein Fieber, das den reizenden Namen Papadatschi führt, und dann weißt Du, daß es besser ist, in der nächsten und wahrscheinlich auch in der übernächsten Woche keine Besprechungen abzuhalten. Solange nämlich kannst Du kein Glied rühren, wirst müde, zerschlagen und melancholisch sein, Dein Darm arbeitet wie in Zeiten der Cholera, und Du hast ein Gefühl, als seiest Du bei schwerem Sturm auf hoher See.

Während unten in der Ebene Tausende von Menschen gegen den Schrecken aus der Wüste, gegen die Heuschrecken, kämpfen, bist Du und Dein Garten in Jerusalem, „der Hochgebauten" sicher. Hie und da nur plumpst Dir eine gegen den Kopf, macht sich aber im allgemeinen weit weniger aus dem Zusammenleben mit Menschen als die überdimensional großen, fliegenden Kakerlaken, die, aus Amerika importiert, sich besonders in den Hafenstädten in jedem Haus unwiderruflich festgesetzt haben. Das ist das Kleingetier, das Deinen Tag verschönt. Mit den großen Tieren hast Du verhältnismäßig weniger Umstände. An das Weinen der Schakale gewöhnst Du Dich schnell, ebenso an das Geistergeschrei der Käuzchen und Uhus, siehst auch gedankenlos die Aasgeier oder ein paar Adler und, mit Vergnügen, in der Heuschreckensaison auf die paar tausend Störche. Die Schildkröten im Garten lassen Dich kalt, ebenso Gazellen oder junge Füchse, deren Ankauf Beduinen Dir angelegentlich empfehlen.

Was hingegen Dich sicherlich erfreut, sind nicht nur die tanzenden Bären und Affen in den Straßen Jerusalems, sondern auch die Fülle der Eidechsen und Chamäleons. Mitunter aber geben auch diese Echsen Anlaß zum Aergernis. So zum Beispiel: Schlag zwölf Uhr nachts, Geisterstunde, läutet es an einem Hause. Aergerlich erhebt sich der Besitzer, geht hinaus, findet — nichts. Legt sich wieder hin, um nach einer halben Stunde wieder aufgeweckt zu werden. So geht das Spiel eine Woche lang, Nacht auf Nacht, weiter. Das Haus kommt in den Geruch einer Geisterherberge. Schließlich glaubt auch der Besitzer daran, postiert sich aber eines Nachts zum letzten Versuch hinter dem Geistertor. Wieder läutet es. Er stürzt, in der Rechten die elektrische Taschenlampe, in der Linken den Revolver, hervor und findet — eine große Eidechse, die sich neben dem Glockendraht herumtreibt und dabei die Drahtenden aneinander bringt, so daß es läutet.

Paläſtina ist ein in jeder Beziehung erfreuliches Land, sonderlich für Schulkinder, die Naturgeschichte praktisch lernen sollen. Erwachsene aber würden eine andere Fauna vorziehen ähnlich der am Toten Meer, etwa zwei Stunden von Jerusalem: dort gibt es nämlich noch nicht einmal Flöhe. Die Salzflöhe, von denen phantasievolle Reisende gelegentlich erzählen, gehören in das Reich der Seeschlange, die an stillen Sommerabenden unten bei Jaffa angeblich Eier legt. Dorthin versetze ich auch die Wölfe, die von verdienstvollen Zeitungskorrespondenten im vorigen August als die Leichen Erschlagener in den Straßen lagen, in eben diesen Straßen gesichtet wurden.

Wer also Zoologie studieren will, ist herzlich eingeladen, nach Paläſtina zu kommen.

## Spionenfahrt durch Tibet

**Das Geheimnis der Gebetsmühle. — Peinlicher Besuch beim Dalai Lama. — Der Rosenkranz als Vermessungsgerät.**

Von Klaus Hardenberg.

Die Geschichte kennt Beispiele genug, in denen strategische Erwägungen die Veranlassung zu Entdeckungs- und Forschungsfahrten bildeten. So drangen Engländer und Franzosen nicht aus wissenschaftlichem Interesse gleichzeitig im Sudan vor, um sich in Faschoda zu treffen, und das Pamir ließ die Zarenregierung erforschen, um dieses Sprungbrett nach Indien vom militärischen Gesichtspunkte aus kennen zu lernen.

In dieses Gebiet gehört auch die erste im Interesse der weißen Machthaber Indiens unternommene Erkundungsfahrt in Tibet. 1861 war die britisch-indische Regierung zu der Erkenntnis gelangt, daß es vom strategischen Standpunkte aus dringend geboten schien, Klarheit über das geheimnisvolle Land nördlich des Himalayas zu erhalten Da aber das Eindringen von Weißen in das verschlossene Reich des Dalai Lama ausgeschlossen war, so sollte die Aufgabe Indern übertragen werden.

Zwei Brahminen, die Brüder Singh, wurden hierzu auserwählt und im Gebrauch des Kompasses und des Sextanten sowie im Kartenzeichnen ausgebildet. Sie sollten um jeden Preis die Lage der Hauptstadt Lhasa, ferner die ungefähre Ausdehnung Tibets und seines Straßennetzes ermitteln, weil man keinerlei Anhaltspunkte darüber besaß, ob und in welcher Zeit Rußland im Kriegsfalle über Tibet her nach Indien einbrechen konnte.

Im Januar 1865 waren die Vorbereitungen soweit gediehen, daß die Brüder nach Katmandu, der Hauptstadt Nepals, in Marsch gesetzt werden konnten. Hierbei wurde ihnen auf die Seele gebunden, sich eher erschlagen zu lassen als ihre Auftraggeber zu verraten. Doch der erste Versuch, nach Tibet vorzudringen, mißlang, weil die chinesischen Grenzposten den beiden „buddhistischen Pilgern" nicht trauten. Nur der doppelte Boden eines Koffers verhinderte die Entdeckung der Meßgeräte und ein schlimmes Ende der ersten Forscherfahrt.

Nain Singh, der energischere von beiden Brüdern, war nun der Ansicht, daß bei getrenntem Marschieren mehr zu erreichen sein würde. Sein Bruder ließ sich zwar bei einem neuerlichen Versuch der Grenzüberschreitung zurückweisen, doch Nain Singh, der sich diesmal als Händler einer Karawane angeschlossen hatte, konnte in Tibet eindringen. Er wurde freilich einem hochnotpeinlichen Verhör unterworfen, bei dem er als Reiseziel den Manosarowarsee im westlichen Tibet angab. Dann zwang man ihn, ein Schriftstück zu unterzeichnen, worin er anerkannte, daß sein Leben verwirkt sein würde, sobald sich seine Angaben als falsch herausstellten.

In Tadam am Tsangpo angelangt, wo die Straße sich teilte, schützte Nain Singh Krankheit vor, um sich von der westwärts ziehenden Karawane trennen zu können. Da der Weg nach Lhasa durch Räuber unsicher gemacht wurde, mußte Nain Sing sich einer anderen Karawane anschließen.

Außerordentliche Schwierigkeiten bereitete ihm unter diesen Umständen die täglich zu verschiedenen Malen vorzunehmende Ortsbestimmung, da er von niemandem beim Arbeiten mit dem Sextanten überrascht werden durfte. Zur Feststellung der zurückgelegten Entfernung mußte er jeden einzelnen Schritt während des Marsches zählen, wobei ihm die Perlen seines buddhistischen Rosenkranzes als Merkzeichen für die Hunderter und Tausender zu dienen hatten. Seine Aufzeichnungen steckte er an Stelle von Gebetsstreifen in seine Gebetsmühle, weil sie dort vor der Entdeckung am besten geschützt waren.

Nach manchen aufregenden Zwischenfällen erreichte er ein Jahr nach seinem Aufbruch den Katmandu Lhasa. Hier mietete er zwei Räume, um von dort aus unbeobachtet die genaue Lage der heiligen Stadt bestimmen zu können Hierzu war ein Aufenthalt von einigen Monaten erforderlich, in deren Verlauf Nain Singh Lhasa genau kennen lernte. Sein Bekannter, der Karawanenführer, stellte ihn auch dem Dalai Lama vor, womit Nain Singh anfänglich in seinem Innern ganz und gar nicht einverstanden war, weil er gehört hatte, das geistige Oberhaupt Tibets könne jedem Menschen ins Herz blicken. Doch der gefürchtete Dalai Lama stellte sich als ein äußerst harmloser Jüngling heraus, dessen ganze Neugier sich darauf beschränkte, von Nain Singh wissen zu wollen, wie es dessen König ging. „Danke, sehr gut", antwortete der falsche Buddhist, erhielt eine Tasse Tee eingegossen, eine Seidenschnur mit einem Knoten darin als Geschenk um den Hals gelegt und wurde gnädig entlassen. Nain Singh atmete auf, als er die tausendfenstrige Residenz des Dalai Lama wieder verlassen hatte.

Doch nun erwuchs ihm eine neue Schwierigkeit. Seine Mittel waren erschöpft, und er mußte froh sein, wenn er etwas Geld dadurch verdienen konnte, daß er einige Kaufleute im Rechnen unterrichtete. Doch zwei seiner Schüler schöpften Verdacht und sagten ihm auf den Kopf zu, er sei ein Spion. Nain Singh fühlte seinen Kopf schon wackeln. Er sah ein, daß leugnen zwecklos war, und bekannte offen. Sein Geständnis und die Erkenntnis, welcher Mut dazu gehörte, sich in die Höhle des Löwen hinein zu wagen, nahmen aber die beiden Tibetaner derartig für ihn ein, daß sie ihm ihre Freundschaft anboten und ihm auf seine Uhr hin eine Summe vorstreckten.

Kaum war diese Gefahr überstanden, da schien das Verhängnis doch noch über Nain Singh hereinbrechen zu wollen. Eines Tages, als der Inder durch eine der belebtesten Straßen Lhasas ging, stieß er auf den chinesischen Grenzpostenführer, der ihn vor einem Jahr zur Unterzeichnung des ledigen Reverses gezwungen hatte. Nain Singh starrte den noch mehr als unwillkommenen alten Bekannten entsetzt an und fürchtete, im nächsten Augenblick verhaftet zu werden. Doch der Chinese fühlte sich wohl über die Menge erhaben und hielt seine Nase so hoch, daß er achtlos an Nain Singh vorüberging.

Nach allen Abenteuern war der Inder froh, als er eines Tages den Karawanenführer traf, mit dem er nach Lhasa gekommen war, und dieser ihm mitteilte, er kehre nach Erledigung seiner Geschäfte nach Ladakh zurück. Der Mann hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Nain Singh sich ihm wieder anschloß, und er bezahlte noch dessen Schulden.

Mit dem Mann aus Ladakh zog Nain Singh bis zum Manosarowarsee, wo ihn ein ungewöhnlicher Zufall in die Arme eines ihm bekannten nepalesischen Kaufmannes laufen ließ, der dem Inder Geld gab, um über den Himalaya in britisches Gebiet zu gelangen.

Doch unmittelbar vor Ueberschreiten der Grenze wurde Nain Singh von den chinesischen Posten festgenommen. Sie wollten ihm zuerst den Kopf vor die Füße legen, weil er keinen tibetischen Paß besaß. Dann aber ließen sie ihn weiter laufen, nachdem er versprochen hatte, seinen angeblich am Manosarowarsee verlassenen Paß holen zu wollen. Doch ein paar Kilometer hinter dem Grenzposten schlug Nain Singh einen Haken. Dann überschritt er auf weglosem, verschneitem Paß unter unsagbaren Mühen die Grenze.

Nain Singhs Bravourtat wurde aus politischen und strategischen Gründen geheim gehalten. Ihr verdankte die britisch-indische Regierung wichtigste Aufschlüsse über das Land des Dalai Lamas, das der übrigen Welt erst durch Sven Hedins Forscherfahrten bekannt wurde.

## In Tropensonne und Winternacht

Weihnachtserinnerungen aus drei Erdteilen.

Von Günther Erlenbeck.

**Sauhatz in Indien.**

Das seltsamste Weihnachtsfest, das ich je „gefeiert" habe, war wohl jener 24. Dezember 1905 in Sidapur, einem kleinen indischen Nest nicht weit von Lucknow. Englische Freunde hatten mich eingeladen, die Festtage bei ihnen in ihrem „camp" zu verbringen, von wo aus verschiedene Jagdausflüge unternommen werden sollten. Nichts geht über eine indische Winternacht in solch einem Lager, jeder für sich in seinem kleinen Zelt, nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüstet. Durch die Eingangsspalte des Zeltes scheint vom dunkelblauen Tropenhimmel ein blitzender Stern, der Rauch eines wohlriechenden Holzfeuers dringt ab und zu in das Innere meiner primitiven Behausung.

Zeitig weckt mich der eingeborene Diener; ein hastig eingenommenes, aber sehr „deftiges" Frühstück gibt Kraft für die zu bestehenden Anstrengungen. Denn ohne diese geht es heute nicht ab, steht doch eine Sauhatz, eine Jagd auf das wehrhafte indische Wildschwein, bevor. Wir besteigen die Pferde, das Lederzeug knarrt, die mutigen Ponies stampfen ungeduldig den Boden und schlagen mit den Köpfen. Fort geht es.

Ich habe nie der Jagd als solcher, dem Verfolgen und Erlegen des dem Menschen gegenüber immerhin wehrlosen Wildes großen Geschmack abgewinnen können. Aber die Bewegung in der freien Natur, die Beobachtung der Landschaft und ihrer Bewohner, welche die Jagd jeder Art mit sich bringt, hat immer großen Reiz auf mich ausgeübt. Und dieser Ritt durch den frischen indischen Morgen ist herrlich. Weithin, unübersehbar dehnt sich die Ebene. Manchmal kommen wir an einem kleinen Schrein vorbei, irgend einer seltsamen Gottheit geweiht, der einige Primeln oder sonst eine bescheidene Gabe als Opfer enthält. Hier und da verrichtet ein Gespann großäugiger Ochsen unter dem plumpen Joch geduldig seine Arbeit. Die Dörfer liegen in Zuckerrohrfeldern versteckt; mit Blechgeräten aller Art ausgerüstete Eingeborene vollführen einen Heidenlärm, um unerwünschte Eindringlinge zu verscheuchen.

In der Ferne taucht ein starker Keiler auf; drei von uns, jeder mit einer langen Lanze bewaffnet, machen sich zu seiner Verfolgung auf. Die Jagd geht quer durch eine junge Baumwollpflanzung; aber da stolpert ein Pferd, sein Reiter fliegt aus dem Sattel, und während die beiden anderen Teilnehmer der Hatz ihrem Kameraden zu Hilfe eilen, verschwindet das Schwein in einem hohen, für Pferde schwer zugänglichen Zuckerrohrfeld.

Gegen neun Uhr haben wir den im voraus bestimmten Lagerplatz erreicht. Ein schwerfällig dahin schreitendes Kamel, das Lebensmittel und Getränke bringt, wird freudig begrüßt, denn der Ritt in der scharfen Luft hat Appetit gemacht. Nach einem auskömmlichen Imbiß geht es weiter. Bald taucht wieder ein Wildschwein auf. In scharfem Galopp reiten wir hinter dem Flüchtling her, und nach langer Verfolgung glückt es einem der Jäger, das Tier mit der Lanze zur Strecke zu bringen. Im vollen Galopp vom Sattel aus keine ganz einfache Sache. Damit ist die Jagd zu Ende. Im glühendem Sonnenbrand geht es langsam wieder dem Lager zu, das mit Einbruch der Dunkelheit erreicht wird. Todmüde kriecht jeder in sein Zelt, erst am anderen Morgen fällt mir ein, daß ja gestern — Christabend gewesen ist.

**Ein Bad im Waikiki.**

Wir sitzen auf der Veranda des Moana-Hotels am Strande von Waikiki: zwei Deutsche und zwei Engländer, gute Bekannte, die im Vorjahr zu Weihnachten unsere Gäste waren und uns jetzt zu einer englischen Weihnachtsfeier eingeladen haben. Trotz des warmen hawaitischen Abends ist alles feierlich im Frack. Wir haben uns an dem herkömmlichen Puter und dem ebenso unvermeidlichen Plumpudding gütlich getan und rauchen jetzt bei munterem Geplauder und zahlreichen Whisky-Sodas — Amerika war damals noch nicht trocken — unsere Verdauungszigarre. Durch die Königspalmen, Mango- und Brotbäume im Garten schimmert im Mondschein der ruhig atmende Ozean, dessen Wellen unermüdlich gegen den flachen, feinsandigen Strand rollen. Die Nacht ist heiß, und mich ergreift plötzlich das Verlangen, in die kühle Flut zu tauchen. Ich schlendere durch den Garten zum Strande, lege die Kleider ab und gehe ins Wasser. Es ist hier so seicht, daß an Schwimmen nicht zu denken ist. So lege ich mich flach nieder und lasse mich von den Wellen im weichen Sande hin und her schaukeln. In dem lauen Wasser, das eintönige Rauschen des Meeres in den Ohren, den in unglaublicher Pracht erstrahlenden Sternenhimmel über mir, verbringen ich so in köstlichem Wohlbehagen eine Stunde. Dann, nachdem ich mich wieder angekleidet, begebe ich mich zu den Freunden zurück, um unsere Weihnachtsfeier in herkömmlicher Weise zu beenden.

**Unter Wölfen in Kanada.**

Wir waren am frühen Morgen von dem Blockhause, das meinem Freunde und mir auf einem Jagdausflug für einige Tage als Unterkunft diente, aufgebrochen, um eine befreundete Jagdgesellschaft in ihrem Lager am Kainichey-See zu besuchen. Jetzt gegen Abend sind wir auf dem Heimwege. Die Pferde, obwohl sie den Stall wittern und brav ausschreiten, bringen den Schlitten nur mühsam durch den hohen Schnee vorwärts. Auch wir denken an das warme Zimmer mit dem rotglühenden Ofen, an ein ordentliches Abendessen mit Bohnen und Speck und zum Schluß einigen „kriegsstarken" Grogs. Daneben schweifen die Gedanken zum fernen Deutschland, wo heute am Christabend der Lichterbaum strahlt — oder vielmehr gestrahlt hat, denn die Heimat ist dem entlegenen Ontario der Zeit nach um fast sieben Stunden voraus. Ueber uns dehnt sich der Himmel mit unzähligen Sternen in ihrer glitzernden, kalten Pracht.

Plötzlich fahren wir beide zusammen, auch die Pferde spitzen die Ohren und schreiten rascher aus. Aus der Ferne ist ein seltsamer Laut an unser Ohr gedrungen, ein langgezogenes, klagendes Heulen, das jedem, der es einmal gehört, unvergeßlich bleibt: das Geheul eines Wolfes. Ein anderer zu unserer Rechten nimmt den Ton auf, und gleich darauf stimmt auch noch ein Dritter ein. Obwohl wir beide gut bewaffnet und unserem Ziel nicht mehr fern sind, von Gefahr also keine Rede sein kann, beschleicht uns doch ein unheimliches Gefühl. Im Stillen atmen wir beide auf, als nach einer Viertelstunde das freundliche Licht unseres Blockhauses vor uns auftaucht, wo wir bald bei kräftigem Trunk, eine kleine Tanne mit ermgen Lichtern auf dem Tische zwischen uns, nach deutscher Art Weihnachten feiern.


Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: C. Senk, Altena.